

Leben wir an unsern Kinder vorbei?

Verlockung und Verhängnis der Verschulung

Dieser schon ältere Aufsatz verdankt seinen trefflichen Titel dem damals für Erziehungs- und Bildungsthemen zuständigen Redaktor Erich A. Kägi. Der Artikel plädiert dafür, dass das Kind nicht vor allem oder gar ausschliesslich als eine Erziehungs- und Bildungsaufgabe gesehen werde. Das Kind ist nicht nur eine Aufgabe. Der Mensch braucht das Kind, damit er sich selbst begreift. Eine Gesellschaft, die das Kind ausschliesst und in eine Kinderwelt verbannt, verliert ihre Ganzheit. Das Kind gehört weder nur sich selbst und seiner Zukunft, noch nur seinen Eltern, noch nur der Gesellschaft. Sowohl die Eltern als auch die Gesellschaft sind ins Dasein des Kindes involviert und mitverantwortlich. Vom Kind aus gesehen: dem Kind muss Gelegenheit gegeben sein, mit sich selbst, mit der Familie und mit der Gesellschaft in ein Verhältnis zu kommen.

Wir brauchen Kinder nicht nur, weil anders die Menschheit ausstürbe. In der Freude, der auf Geburtstagsanzeigen Ausdruck gegeben wird, schwingt mehr mit. Aber wir legen uns wenig Rechenschaft darüber ab, dass, warum und wie sehr wir Kinder brauchen.

Auf dem Weg zur kinderlosen Gesellschaft

Im ersten Kapitel von Aldous Huxleys „Schöner neuer Welt“ braucht eine Gruppe „jugendlicher und rosiger Studenten“ einen Befruchtungsraum, in dem der Lebenslauf künftiger Menschen beginnt. 632 Jahre nach Ford geht die Entwicklung des Menschen in Flaschen und Kinderfarmen planmässig und ungestört vor sich: die Eltern sind abgeschafft. Weit weniger fällt bei der Lektüre auf, dass der Gesellschaft mit den Eltern auch die Kinder verloren gegangen sind. Gelegentlich blitzt es auf, etwa wenn Huxley die Hauptfigur sagen lässt: „Und vielleicht hast auch du etwas versäumt, Lenina, weil du keine Mutter bist.“ Aber Lenina ist nicht allein in dieser Lage; in Huxleys Vision, die uns, da wir nun wissen, wie es gekommen ist, bei jeder Lektüre erneut ängstigen muss, hat niemand Kinder.

Wechseln wir von der Utopie zur Geschichte. Philipp Aries hat in seiner „Geschichte der Kindheit“ den langen Weg zur kinderlosen Gesellschaft nachzuzeichnen versucht. Nach seiner Darstellung haben Familie und Schule „das Kind mit vereinten Kräften aus der Gesellschaft der Erwachsenen herausgerissen“, in die es im Mittelalter noch selbstverständlich integriert gewesen sein soll.

Verblasste Familie

Die von Aries beschriebene Stärkung der Familienbande, die das Kind dem allgemeinen Leben entfremdet hat, wirkte sich in doppelter Weise aus: Einerseits hat sich die Familie aus zahlreichen Funktionen zurückgezogen, am auffälligsten durch die Abtretung der Vorsorge an die

Sozialversicherungen; andererseits hat die Familie eine eigene Intimsphäre ausgebildet und so eine Aufwertung erfahren. Prägnant hat das R.M. Mclver formuliert: „As the family lost function after function it found its own.“

Abgesehen aber davon, dass die einseitige Verlagerung des Familienlebens auf die Intimsphäre die Familie nun in diesem Bereich überbeansprucht und so von innen heraus in ihrem Bestand gefährden kann, ist dieses Intime doch etwas schwer Fassbares und Verletzliches, das handfesteren Interessen leicht erliegt oder geopfert wird, wo es nicht als gleichsam zufällige und kaum trennbare Patina eines anderen auftritt; als Beispiel: In der gemeinsamen Arbeit von Vater und Sohn auf dem Feld oder in der Werkstatt mag mancherlei ausgetragen worden sein, das sich in einer von Funktionen und Verantwortlichkeiten des Alltags losgelösten Intimsphäre nur schwer noch zum Ausdruck bringen lässt.

Imperium Schule

Im Gegensatz zur zwiespältigen Entwicklung der Familie schreitet der Ausbau der Schule weiterhin zügig voran: Die Schuldauer wird länger; der theoretische Berufsunterricht drängt die Vermittlung von Kenntnissen in der Praxis zurück; für ein akademisches Studium würde die Lebenserwartung eines Menschen im Mittelalter heute nicht mehr ausreichen; der Glaube an die Education permanente und die Vermittlung von Glück in Schulbänken hat mit der Flut von Tagungen und Kongressen eine neue Art von Tourismus ausgelöst und zwingt heute selbst Betagte in die Hörsäle.

Die Schule (im weitesten Sinn) ist heute zu einem Imperium geworden, das wie von selbst expandiert; sie ist getragen von der Überzeugung, dass sie das Tor zu Weisheit und Glück öffne und als effizienteste Methode, diese Güter gleichmässig zu verteilen, immer perfekter ausgestaltet werden müsse. In endlosem Zirkel nimmt die Schule mit Aufgabenhilfe, Förderungsstunden und Stützunterricht, mit Musikschule und Sport, mit Ferien- und Freizeitveranstaltungen, mit Sexualunterricht und Gesundheitspflege laufend neue Lebensbereiche in Beschlag.

Der Lehrer von heute steht am Schaltbrett der Erziehung. Er gibt nicht nur Noten und stellt Weichen, er ist auch Kontaktstelle zu einem ausgeklügelten System von psychologischen und hilfspädagogischen Diensten. Das System ist, kompliziert und jederzeit auf den letzten Stand der Forschung gebracht, für die Eltern und erst recht für die Kinder nicht mehr überblickbar. Immer mehr geraten in die peinliche Lage, um die Zukunft ihrer Kinder bangend, vor dem Lehrer stehen und von seinen Lippen das Verdikt erwarten zu müssen, das dieser über das weitere Schicksal des Kindes aus dem Notenbüchlein ableitet. Zu Hunderten büffeln Väter und Mütter Mengenlehre, in der Hoffnung, ihren Kindern doch noch und wenigstens da eine Stütze sein zu können.

Die Verlagerung der Erziehung von der Gemeinschaft zur Familie und schliesslich zur Schule ist nicht ohne Widerspruch geblieben. Vor allem zwei Stossrichtungen der auf Chancengleichheit und mehr Bildung erpichten Schulreform, die Vorschule und die Tagesschule, haben gelegentlich Fragen geweckt, die über den engeren Bereich der Schulpädagogik hinauszielen. Mehr verdeckt, aber deshalb nicht minder kräftig wirkt bei diesen Bestrebungen nämlich der Anspruch der Frau auf eine ungebrochene berufliche Karriere und folglich auf Entlastung von Erziehungsaufgaben. Die Auswirkungen des gesellschaftlichen Wandels auf die Schule sind damit so unmittelbar und auffallend, dass da umgekehrt auch „schulfremde“ Gedanken wie Untersuchungen über den Hospitalismus oder die Bedeutung von Mutter und Familie für das Kind kritisch in die Schuldiskussion einzufließen beginnen.

Priesterliches Erziehergefühl

Es ist hier nicht beabsichtigt, der Frage nachzugehen, ob nun die Familie, die Schule oder die Gesellschaft für das Kind wichtiger seien. Es ging lediglich darum, das Feld abzuschreiten, in dem sich Erziehung, die sich immer als Begegnung vollzieht, ereignet. Im übrigen soll nun aber die Perspektive für einmal gewechselt und gefragt werden, was das Kind demjenigen bedeutet, dem es begegnet. Es dürfte mit der einseitigen Ausrichtung der Pädagogik auf die Schule zusammenhängen, dass der Bedeutung des Kindes für den erwachsenen Menschen so wenig Aufmerksamkeit geschenkt wird; denn was die Begegnung mit dem Kind im Leben des Lehrers allenfalls auslöst, ist für die Wissenschaft hinter dem Interesse am eigentlichen Lehrauftrag zweitrangig.

Natürlich ist nicht unreflektiert geblieben, dass es sich bei der Erziehung um ein gegenseitiges Geschehen handelt. Sehr schön etwa schreibt Rudolf Steiner vom Erwachen eines „priesterlichen Erziehergefühls“- Solcherart hohe Auffassung vom erzieherischen Auftrag klingt oft an, wo auf die Herausforderung eingegangen wird, welche die Erziehung eines Kindes mit sich bringt. Vom Führenden werden Vorbildlichkeit und Verantwortung verlangt; er muss sich auf die Begegnung mit dem Jugendlichen einstellen und Offenheit für sein Wesen entfalten. Doch werden solche Überlegungen gewöhnlich in Ausführungen über das Lehrerbild angestellt; die Eltern sind stillschweigend einbezogen, soweit sich diese Gedanken einfach auf sie ableiten lassen.

Spiegel der Eltern

Und doch ist nicht zu übersehen, dass die Kinder in erster Linie für ihre Eltern Bedeutung haben müssen, in deren Leben sie in einmaliger Weise eintreten. Helmut Stoffer nennt sie in seinem Buch über „Die Bedeutung der Kindlichkeit in der modernen Welt“ die „ontischen Reflexe“ der Eltern: Die Kinder „geben den Eltern ihr Wesen ähnlich im Reflex zurück, legen sie darauf fest, stellen es ihnen jedoch anheim durch die Freiheit dieses Reflexcharakters, sich danach zu korrigieren und zu verwandeln oder davon unberührt zu bleiben“.

Diese wenigen Worte lassen aufleuchten, welche Möglichkeiten der Erfüllung und des Scheiterns die Begegnung mit dem Kinde eröffnet. Um so erstaunlicher ist es, dass dieses Feld so wenig beachtet wird. Die in Mode gekommene Familien- und Gruppenpsychologie mag da einiges in Gang setzen. Anregende Beobachtungen zu diesem Thema sind etwa bei Horst E. Richter nachzulesen, der seine psychoanalytische Therapie vom Kind aus auf die Familie ausgedehnt hat. Aber die Problematik wird zu sehr vom Konflikt aus angegangen (die Eltern „saugen das Kind in ihren Konflikt herein“), als dass die Chancen, die für den Erwachsenen in der Begegnung mit dem Kind liegen, wirklich in Betracht kämen.

Eine neue Generation stiften

Mehr Grundsätzliches lässt sich den bereits älteren Untersuchungen von E. H. Erikson entnehmen, dessen dynamischer Betrachtungsweise die besondere Art der Entwicklung des Erwachsenen und ihre Zusammenhang mit der Begegnung mit dem Kind nicht verborgen bleiben konnte; die Worte, mit denen er noch tastend seinen „neugeschaffenen und nicht sehr exakten Begriff“ der Generativität erläutert, haben nichts von ihrer Eindringlichkeit verloren: „Weder Schöpfertum noch Produktivität noch die andern modernen Begriffe scheinen mir aber ganz das Richtige zu bezeichnen: nämlich dass die Fähigkeit, sich in der Begegnung der Körper und Seelen hinzugeben, zu einer allmählichen Ausdehnung der Ich-Interessen und zu einer libidinösen Besetzung dessen, was so

gezeugt und als Verantwortung übernommen worden ist, führt. Zeugende Fähigkeit ist in erster Linie das Interesse an der Stiftung und Erziehung einer neuen Generation oder auch dessen, was im gegebenen Fall das ausschliessliche Objekt dieser Form elterlicher Verantwortung werden kann. Wenn diese Bereicherung entfällt, so tritt eine Regression von der Generativität auf ein quälendes Bedürfnis nach einer Pseudointimität auf, durchschossen von Momenten gegenseitiger Abstossung und oft verbunden mit einem übermächtigen Gefühl von Stagnation und Verarmung in allen zwischenmenschlichen Beziehungen.“

Lebensweisen der Kindlichkeit

Mit den Ausführungen von Erikson ist nun Entscheidendes über die Bedeutung des Kindes für die Eltern und die Erwachsenen überhaupt gesagt. Aber es sei hier noch ein Schritt in etwas anderer Richtung getan. Wir könnten an ein Zitat von Schiller anknüpfen, der die Kindheit als „die einzige unverstümmelte Natur, die wir in der kultivierten Menschheit noch antreffen“, bezeichnet hat, doch sei hier nochmals auf Stoffer zurückgegriffen; er ist in seinem schon zitierten Buch dem Wesen der Kindlichkeit nachgegangen und hat den anregenden Versuch unternommen, die Kindlichkeit ontologisch als „Sein-von-der-Geburt-her“ – im Gegensatz zu Heideggers „Sein-zum-Tode“ – zu bestimmen; bei ihm finden wir auch die Darstellung des „Grüssens und Gegrüsst-Werdens, Danken und Dank-Erhaltens, Schenkens und Geschenk-Empfangens“ als kindliche Weisen des Weltbezugs: „In diesem Gruss tastet das Kind die Dinge nicht handelnd an, sondern lässt sie ihr Sein sein, so wie es darin selbst sein Sein sein lässt und sich nicht „wandelt“ oder gar „äussert“.“

Grüssen, danken, schenken sind wie – einem anderen Lebensalter eignend – Besinnung, Rückzug, Musse Weisen und Dimensionen des Lebens, von denen sich der Mensch leicht abwendet, wenn er sich anschickt, seine Stellung in der Welt zu erobern und zu behaupten. Aber das Leben verarmt, wenn Lebensweisen wie Grüssen, Danken, Schenken vor lauter Konkurrenz, Leistung und Sorge nicht mehr zu bestehen vermögen. Die Erwachsenengesellschaft kann sich der Bstimmung durch die Kinder verschliessen und verhärten; die Kinder (und auch die Schule) allerdings sind den Erwachsenen ausgeliefert.

Verlust an Begegnung

Unversehens ist die Rolle ins Blickfeld gerückt, welche die Kinder in der Gesellschaft spielen – nicht im „Produktionsprozess“, nicht als künftige und deshalb zu trimmende Träger überlieferter Gesellschaftsstrukturen, nicht als die Opfer, an den die Eltern ihre Verstimmungen abreagieren, sondern als Teil des Ganzen, als Farbe im Gemälde, ohne die keine Harmonie zustande kommt, als eine der notwendigen Ausprägungen des Menschen. Zur Frage, was Eltern und Schule für die Kinder tun und bedeuten können, tritt mit dem vollen Ernst die anderen nach dem, was die Kinder für Familien und Gesellschaft bedeuten und tun. Es muss der Blick für den Zusammenhang offen werden, in dem Kind, Familie und Gesellschaft stehen und aufeinander angewiesen sind. Erst wenn dafür der Sinn erwacht, wird die sich aufblähende und zum Selbstzweck werdende Schule in Frage gestellt, aus der Erkenntnis heraus, dass sich die Begegnung zwischen den Menschen nicht ungestraft spezialisieren, rationalisieren und intensivieren lässt.

Deshalb ist ernsthaft zu prüfen, warum sich die Schule Lebensbereich um Lebensbereich angliedert und immer mehr Erziehung nur schulisch, also durch Fachleute, vermittelt werden soll, warum die Schule die Kinder immer länger von der Wirklichkeit fernhält, auch wenn sie dafür mit vielen Tricks eine Pseudowelt aufbauen muss, um die Kinder doch noch mit dem Alltag bekannt zu machen. Und

es ist – auf der anderen Seite – zu fragen, warum die Gesellschaft die Kinder in eine Schule abschiebt, die schliesslich zur Institution „zum Schutze der Erwachsenen mehr als zum Schutz der Kinder (Hartmut von Hentig) wird.

Perfektionierung, Rationalisierung, Spezialisierung vertreiben die Kinder aus dem Alltag, von der verkehrsreicher gewordenen Strasse, aus dem Milchladen und der Metzgerei, die zu Zentren, die für Kinder unerreichbar sind, zusammengefasst werden, aus den diffizilen Werkstätten und raffiniert durchorganisierten Büros. Und entsprechend kleiner wird der Kreis von Menschen, die mit Kindern noch in Berührung kommen: die Begegnung mit Kindern beschränkt sich im Leben des Menschen immer mehr auf ein kurzes Jahrzehnt, und wenn er keine eigenen Kinder hat, bleibt sie womöglich ganz aus.

Es ist hier nicht der Ort, zu ergründen, was alles zur Trennung der Funktionen, Lebensbereiche und Lebensalter führt. Bei Jane Jacobs oder Alexander Mitscherlich lässt sich nachlesen, wie das mit der Entwicklung im Städtebau und mit gesellschaftlichen Veränderungen zusammenläuft; vieles spielt da mit. Hier jedoch sei Verschulung das Stichwort. So wie heute Bildungspolitik getrieben wird, ist aus der Erkenntnis, dass Kinder, die länger fernsehen, einen grösseren Wortschatz haben, zwingend zu folgern, dass die Kinder länger vor dem Fernsehkasten sitzen sollten und allenfalls entsprechende Programme zu schaffen seien; unbedacht bleibt, bei einseitiger Ausrichtung auf den Lernerfolg, wie viele Möglichkeiten an Begegnung dem Kind und potentiellen Gegenüber damit genommen werden. Ähnlich etwa ist beim Aufbau der Jugendmusikschulen, die zweifellos ein Gewinn an Chancengleichheit und vielleicht auch an Effizienz des Unterrichtes bringen, ausser acht geblieben, was an „unschulischer“ Erfahrung verloren geht. Oder: Wen interessiert bei der Ausdehnung des schulischen Berufsunterrichtes, welchen Gewinn der Umgang mit unzähligen Meistern und Arbeitern bringt?

Die Nase am Fenster

Natürlich kann die Rückführung des Kindes in die Gesellschaft letztlich nicht Sache der Schule sein: die Gesellschaft selbst muss sich auch auf das Kind ausrichten. Es trifft sich übrigens (was keineswegs überrascht) gut: Die damit zu erhebende Forderung etwa, es müsse die Welt wieder verständlicher werden und es müsse der Mensch sich wieder selber in der Welt und dem Leben zurechtfinden und da den Überblick behalten können, ist ja auch keineswegs nur den Kindern zuliebe zu erheben. Aber es mag uns helfen, den Weg zu weisen, uns davor behüten, dass wir uns einfach von einem Strom mitreissen lassen, uns verführen, gelegentlich aus dem Fenster zu schauen:

„ „Sie verfolgen gar nichts“, sagte der Weichensteller. „Sie schlafen da drinnen oder sie gähnen auch. Nur die Kinder drücken ihre Nasen gegen die Fensterscheiben.“ „Nur die Kinder wissen, wohin sie wollen“, sagte der kleine Prinz. „Sie wenden ihre Zeit an eine Puppe aus Stoffetzen, und die Puppe wird ihnen wertvoll, und wenn man sie ihnen wegnimmt, weinen sie.“ „Sie haben es gut“, sagte der Weichensteller.“ (Schluss eines Gesprächs zwischen dem Weichensteller und dem Kleinen Prinzen beim Anblick vorbeibrausender Eisenbahnzüge in Antoine de Saint-Exupéry's „Le Petit Prince“).